

Klein, W. (1995). Sprachverhalten. In M. Amelang, & Pawlik (Eds.), *Enzyklopädie der Psychologie* (pp. 469-505). Göttingen: Hogrefe.

Wolfgang Klein

Sprachverhalten

1. Einleitung

Die Möglichkeit, Gedanken, Gefühle, Wünsche und Absichten nahezu nach Belieben aus dem Kopf nach außen treten zu lassen, sie anderen gezielt zu übermitteln und damit auf deren Verhalten einzuwirken, ist ein fundamentaler, speziesspezifischer Zug in der psychischen Ausstattung des Menschen. Es ist die **Sprache**, die es dem Menschen erlaubt, sich in seiner Umwelt anders zu orientieren als eine Monade nach den Regeln der prästabilierten Harmonie, anders als eine Ameise nach den fixen Koordinationsprinzipien in einem Ameisenhaufen. Die sprachliche Übermittlung von tradiertem Wissen, tradierten Überzeugungen, tradierten Normen, aber auch von punktuellen, situationsgebundenen Informationen eröffnet jene Freiheitsgrade, die für das menschliche Verhalten einzeln und in der Gemeinschaft konstitutiv sind.

Von dieser allen gemeinsamen Fähigkeit zur Sprache machen die Einzelnen sehr unterschiedlichen Gebrauch. Diese Variabilität äußert sich zunächst einmal in der Ausbildung unterschiedlicher Einzelsprachen, deren Ausdruckspotential nach einer weit verbreiteten Auffassung das Denken der jeweiligen Sprecher prägt. Innerhalb der Sprecher einer Sprache, etwa des gegenwärtigen Deutschen, gibt es wiederum eine Reihe gruppenspezifischer Differenzierungen, beispielsweise nach sozialer Herkunft, Beruf oder - neuerdings viel diskutiert, aber weniger erforscht - nach Geschlecht. Der einzelne Sprecher endlich ist in aller Regel in seinem Sprachverhalten nicht einförmig. Viele Sprecher beherrschen mehr als eine Sprache und verwenden sie zu verschiedenen Zwecken bei unterschiedlichen Gelegenheiten. Offenkundig sind Veränderungen im Laufe des Lebens. Aber nicht minder wichtig ist die Anpassung an bestimmte Redesituationen: der Pfarrer redet auf der Kanzel anders als im Wirtshaus. Hierher gehören auch mediengebundene Unterschiede: geschriebene und gesprochene Sprache unterliegen ganz unterschiedlichen Verarbeitungsbedingungen und sind demnach strukturell sehr verschieden. Schließlich gibt es Differenzierungen im Sprachverhalten, die wissenschaftlich fast garnicht untersucht sind, sich aber dennoch in der Psychologie einer gewissen Popularität erfreuen, weil sie sich als diagnostisches Instrument nutzen lassen - beispielsweise in Intelligenz- oder Persönlichkeitstests, zu Charakteranalysen, als Ausdruck bestimmter emotionaler Zustände ("Angstskala") oder gar als Anzeichen psychischer Störungen (von Stutterheim, 1989).

Damit ist der Gegenstand, um den es in diesem Artikel geht, grob umrissen. Zu seiner Bedeutung für das menschliche Verhalten steht seine Erforschung in der Psychologie in einem bemerkenswerten Mißverhältnis. Man unterscheidet in der Sprachpsychologie oder, wie man neuerdings sagt, in der Psycholinguistik meist vier große Teilgebiete: Sprachproduktion, Sprachverstehen, Spracherwerb und Sprachstörungen. All diese Bereiche wurden und werden intensiv erforscht (vgl. etwa Clark & Clark, 1977; Herrmann, 1985; Garman, 1990). Nur wenige dieser Forschungen befassen sich jedoch mit **Verschiedenheiten** im Sprachverhalten und deren Ursachen. Solche Unterschiede werden in der Regel entweder vernachlässigt oder aber als lästige Störfaktoren betrachtet, die gelegentlich kontrolliert werden. Letzteres gilt insbesondere für Faktoren wie Händigkeit oder Geschlecht, Faktoren also, die relativ leicht zu kontrollieren sind, deren Auswirkung auf das Sprachverhalten aber sehr unklar und möglicherweise eher gering ist,

verglichen etwa mit sozialer Herkunft oder Alter. Dies ist anders in der Sprachwissenschaft, in der Bereiche wie Soziolinguistik, Dialektologie, Stilforschung, die sich mit gruppen- und individuenspezifischer Variabilität befassen, durchaus ein gewisses Gewicht haben - auch wenn sie nicht im Zentrum der Forschung stehen. Den Ergebnissen und Methoden aus dieser Richtung wird daher im folgenden besonderes Gewicht zukommen, auch wenn dies über die Grenzen der Sprachpsychologie im engeren Sinn hinausführt.

2. Einige wesentliche Unterscheidungen

2.1 Sprachfähigkeit, Sprachvermögen, Sprachgebrauch

Unter "Sprache" kann man sehr Verschiedenes verstehen. Es ist etwas anderes, ob man sagt, die Sprache unterscheidet den Menschen vom Tier, den Deutschen vom Franzosen, den Münchner vom Hamburger, oder Adenauer von Böll. Jede vernünftige wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache setzt daher gewisse begriffliche Vorklärungen voraus, von denen zwei besonders folgenreich waren. Die erste wird meist Saussure (1916) zugeschrieben, obwohl er im Grunde nur ältere Unterscheidungen terminologisch fixiert hat, die zweite Chomsky (1965). Saussure unterschied zwischen langage, langue und parole. Mit langage ist die "Sprachlichkeit" gemeint, also die speziesspezifische Fähigkeit, sich eine bestimmte Einzelsprache - eine langue - wie das Deutsche oder Französische anzueignen und zu gebrauchen; ebendieser Gebrauch in bestimmten Situationen ist die parole - das konkrete Sprechen. Zentraler Gegenstand der Linguistik, die Saussure übrigens als einen Teil der Psychologie ansieht, ist das einzelsprachliche System, eben die langue. Sie ist ein "fait social", eine objektivierte soziale Gegebenheit, an der die einzelnen Sprecher mehr oder minder partizipieren. Hierin stimmt Saussure im Grunde mit Wundt überein, dessen Werk "Die Sprache" (erstmalig, 1900) eine der großen Meisterleistungen der Sprachforschung ist. Für Wundt ist die Sprache ein Gegenstand der Völkerpsychologie, nicht anders als die Religion oder die Ethik; der experimentellen Untersuchung ist sie allenfalls in Randbereichen zugänglich. Im einzelnen sind Saussures und Wundts Vorstellungen dann doch sehr verschieden. Folgenreich war vor allem Saussures Gedanke, daß die langue als ein System von Zeichen aufzufassen sei, die durch wechselseitige Oppositionen definiert sind; diese Auffassung steht am Anfang des sogenannten "Strukturalismus", der die Sprachwissenschaft lange beherrscht und von dort auf andere Disziplinen übergegriffen hat.

Der Vorstellung, die Sprache sei im Kern eine soziale Gegebenheit, steht eine andere gegenüber, bei der die Rolle der Sprache als Fähigkeit des Einzelnen im Mittelpunkt steht. Schon Wundts großer sprachwissenschaftlicher Gegenpart Hermann Paul sieht in der Sprache im wesentlichen ein Thema der Individualpsychologie (Paul 1881). In der modernen Linguistik am bekanntesten ist Chomskys Begriff der "Kompetenz", der Kenntnis des Sprechers (bzw. Hörers) von seiner Sprache, im Gegensatz zur "Performanz", dem Gebrauch, den der Sprecher von seiner Kompetenz in konkreten Situationen macht. Chomsky schreibt (1965, S.13):

Der Gegenstand einer linguistischen Theorie ist in erster Linie ein idealer Sprecher-Hörer, der in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt, seine Sprache ausgezeichnet kennt und bei der Anwendung seiner Sprachkenntnis in der aktuellen Rede von solchen grammatisch irrelevanten Bedingungen wie

- begrenztes Gedächtnis
- Zerstreutheit und Verwirrung
- Verschiebung in der Aufmerksamkeit und im Interesse
- Fehler (zufällige oder typische)

nicht affiziert wird.

Dies schließt methodisch fast alles differentiell Interessante aus der Betrachtung aus. Chomskys Vorstellungen haben nicht nur die linguistische, sondern auch die psycholinguistische Theoriebildung stark beeinflußt. Zwar hat die Psycholinguistik durchaus Faktoren der Performanz wie die oben aufgelisteten berücksichtigt; die beiden anderen Idealisierungen, daß nämlich der Sprecher in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebe und seine Sprache ausgezeichnet kenne, wurden durchweg beibehalten. So vorzugehen, ist eine Frage der Methode. Keineswegs sollte damit die Existenz differentieller Faktoren geleugnet werden.

Solche Faktoren können sich an unterschiedlicher Stelle geltend machen. Um dies deutlich zu machen, sollte man die Unterscheidung in Kompetenz und Performanz etwas abwandeln und zwischen **Sprachfähigkeit**, **Sprachvermögen** und **Sprachgebrauch** unterscheiden.

Die **Sprachfähigkeit** ist Teil der genetischen Ausstattung des Menschen - jene

speziesspezifische Veranlagung unseres Gehirns, die es uns erlaubt, eine oder auch mehrere Sprachen zu erlernen und zu gebrauchen. Wie alles Angeborene variiert sie in bestimmten Grenzen (einschließlich der Möglichkeit pathologischer Störungen). Wie diese Grenzen zu ziehen sind, ist schwer zu bestimmen. Offenkundig ist keinem Kind eine bestimmte Sprache angeboren; aber daß ein Kind eine jede Sprache gleichermaßen leicht lernen kann, wird zwar allgemein angenommen, ist aber keineswegs bewiesen. Ganz klar bestehen Unterschiede in der Leichtigkeit, mit der man sich eine zweite oder dritte Sprache aneignen kann. Dies könnte an genetischen Unterschieden in der Sprachfähigkeit liegen; aber ebenso könnten auch spätere soziale Überformungen dafür verantwortlich sein.

Das **Sprachvermögen** ist die Fähigkeit, eine bestimmte Sprache, etwa das Deutsche, zu sprechen und zu verstehen. Es setzt zum einen die biologische Sprachfähigkeit voraus, zum andern aber den Erwerb eines bestimmten Systems (möglicherweise auch mehrerer) und all jener Fertigkeiten, die zur Anwendung dieses Systems in bestimmten Situationen befähigen. Damit ist über das Angeborene hinaus eine Fülle weiterer Unterschiede im Sprachvermögen des Einzelnen denkbar - nach Art des erworbenen Systems, Alter, Sozialisation, Rolle in der Gesellschaft, um nur einige Dimensionen zu nennen.

Der **Sprachgebrauch** schließlich ist die Anwendung des Sprachvermögens in bestimmten Situationen. Er hängt über das Sprachvermögen hinaus wiederum von einer Reihe von Faktoren ab, insbesondere die Mitteilungsabsicht, emotionaler Zustand des Sprechers, Persönlichkeit (nicht alle sind gleichermaßen gesprächig), Umgangskonventionen, Art des Adressaten, bei diesem unterstellbares Wissen, usw. usf. All diese Faktoren - und weitere sind leicht denkbar - wirken auf das Sprachverhalten in der konkreten Situation ein. Sich dies vor Augen zu halten, ist vor allem dann wichtig, wenn man den Sprachgebrauch als diagnostisches Instrument zu benutzen gedenkt, wie dies etwa in Intelligenz- oder Persönlichkeitstests nicht unüblich ist.

2.1 Komponenten des Sprachvermögens

Das Sprachvermögen setzt sich aus einer Reihe einzelner Komponenten zusammen, über deren Natur und Zusammenwirken die Meinungen nicht ganz einheitlich sind. Die meisten Linguisten nehmen an, daß sich die einzelnen Komponenten als relativ unabhängige "Module", d.h. Wissensbestände bestimmter Art, kennzeichnen lassen, die nach bestimmten Regeln zusammenspielen. Hierzu zählen zumindest

- das Lexikon, d.h. das Repertoire an Wörtern, die der Sprecher kennt
- die phonologische Komponente, d.h. die Regeln der Lautstruktur
- die morphologische Komponente, d.h. die Regeln der Flexion und der Wortbildung
- die syntaktische Komponente, d.h. die Regeln, nach denen sich die Wörter zu größeren Einheiten ("Phrasen") und ganzen Sätzen zusammenfügen lassen
- die semantische Komponente, d.h. Kenntnis der Bedeutung einzelner Wörter und der Regeln, nach denen sich die Bedeutung größerer Konstruktionen aus der ihrer Bestandteile ergibt.

Diese Wissenskomponenten bilden die Grammatik - die Gesamtheit der Regeln, die für eine Einzelsprache konstitutiv sind. Ihnen stellt man oft das pragmatische Wissen oder kurz die Pragmatik gegenüber. Dazu zählt man grob gesagt alles, was über die Form eines Satzes hinaus seine situationsadäquate Verwendung zum Zwecke der Kommunikation betrifft, insbesondere

- die Deixis und die Anaphorik, d.h. der Gebrauch von Wörtern, die systematisch kontextabhängig sind; deiktisch sind beispielsweise Wörter wie ich, hier, jetzt, links, vorhin, aber auch das Tempus; anaphorisch sind Wörter wie er, der andere, vorher, danach; wir kommen gleich darauf zurück;
- die Sprechaktregeln oder illokutiven Regeln, d.h. jene teils sprachlichen, teils sozialen Regeln,

die dazu führen, daß eine bestimmte Äußerung in einer bestimmten Situation die Wirkung einer Behauptung, einer Beleidigung, eines Versprechens, einer Aufforderung usw. hat;
- die Kenntnis bestimmter Maximen und Konventionen der Kommunikation wie jener, die regeln, wann man passenderweise "danke" sagt oder sich entschuldigt, wie man sich das Wort nimmt und wie man es abgibt, unter welchen Bedingungen man lügen darf (bei der Steuererklärung eher als bei einem Freund) oder auch nur, wann man still zu sein hat (einen guten Überblick gibt Levinson, 1983).

All diese Kenntnisse bilden wesentliche Teile des Sprachvermögens, und in all diesen Bereichen kann das Sprachvermögen und demnach auch das Sprachverhalten der Einzelnen sehr verschieden sein. Dies kann ein jeder aus der alltäglichen Beobachtung bestätigen; wissenschaftlich erforscht sind jedoch nur die wenigsten Unterschiede. Ein weiterer wichtiger Faktor ergibt sich aus der Rolle des Kontextes.

2.3 Globale und strukturelle Kontextabhängigkeit

Unser Verständnis einer jeden Äußerung ist stets von dem bestimmt, was sich aus dem sprachlichen Ausdruck selbst ergibt und dem, was wir dem jeweiligen Kontext im weitesten Sinn entnehmen. Ersteres, die Ausdrucksinformation, ergibt sich aus der lexikalischen Bedeutung der elementaren Bestandteile des Lexikons und der Art und Weise, wie diese zu größeren Einheiten zusammengefügt sind - aus der Bedeutung der Wörter und aus der Syntax.

Es ist vereinfachend, aber zweckmäßig, mindestens drei Formen des kontextuellen Wissens zu unterscheiden, auf das wir uns bei der Interpretation einer Äußerung stützen:

A. Weltwissen: Dies ist unser allgemeines, im Verlaufe des bisherigen Lebens angesammeltes Wissen über soziale, physikalische und sonstige Gegebenheiten. Dazu zählen insbesondere auch Kenntnisse oder Annahmen über das übliche, erwartbare und über das sozial angemessene Verhalten von Menschen in bestimmten Situationen - beispielsweise darüber, wie man sich in einem Restaurant verhält oder wie man eine Fahrkarte erwirbt. Dieses Weltwissen verändert sich natürlich fortwährend. Aber im Vergleich mit anderen Formen kontextuellen Wissens ist es vergleichsweise stabil; es ist irgendwie im Langzeitgedächtnis verankert.

B. Situationswissen: Damit sind all jene Informationen gemeint, die Sprecher und Hörer aufgrund ihrer Wahrnehmung der jeweiligen Situation entnehmen können. Am wichtigsten ist dabei sicher die visuelle Wahrnehmung, die beispielsweise bei der Aufschlüsselung deiktischer Ausdrücke eine entscheidende Rolle spielt. Im Gegensatz zum Weltwissen ist dieses Situationswissen nicht langfristig im Gedächtnis festgehalten, aus dem es zum Verständnis der jeweiligen Äußerung entnommen werden muß; vielmehr ist es mehr oder minder simultan zur Äußerung selbst.

C. Wissen aus dem sprachlichen Kontext: Dieses Wissen kann sowohl den vorausgehenden wie - seltener - den folgenden Äußerungen entnommen sein. Es verändert sich sehr schnell. Je weiter solche Informationen aus dem sprachlichen Kontext von der jeweiligen Äußerung entfernt sind, umso geringer ist im allgemeinen ihre Auswirkung auf diese Äußerung. Dies gilt insbesondere für strukturelle Auswirkungen.

Die unterschiedlichen Formen des kontextuellen Wissens spielen in einer Äußerungssituation meist eng zusammen. So deuten wir das in einer Situation Wahrgenommene beständig im Lichte unseres Weltwissens, und der sprachliche Kontext ist nicht einfach der Wortlaut der vorausgehenden (oder folgenden) Äußerung, sondern dessen Interpretation mithilfe des

gesamten zuvor verfügbaren und relevanten kontextuellen Wissens.

Die Kontextinformation kann sich nun in sehr globaler Weise bei der Deutung einer Äußerung geltend machen. Eine Frage wie "Hast Du meine Brille gesehen?" deuten wir sinnvollerweise so, daß damit gemeint ist "vor kurzer Zeit", obwohl dies nicht direkt gesagt ist. Ohne eine solche "globale Kontextabhängigkeit" wäre eine Kommunikation in natürlicher Sprache unmöglich. Sie ist aber sehr schwer auf Regeln zu bringen. Anders ist dies mit der "strukturellen" Kontextabhängigkeit. Alle natürlichen Sprachen haben bestimmte Ausdrucksmittel, die explizit auf den Einbezug bestimmter Kontextinformationen angelegt sind. Dazu zählen beispielsweise alle deiktischen und anaphorischen Ausdrücke, die systematisch aus dem situativen oder dem sprachlichen Kontext ergänzt werden müssen. Dementsprechend sind sie auch systematischer Erforschung gut zugänglich: man kann klare Regeln dafür angeben, wie "ich", "hier", "ihn" aus dem Kontext zu ergänzen sind.

Die Kontextabhängigkeit ist für Unterschiede im Sprachverhalten zum einen deshalb wichtig, weil sich die Sprecher in unterschiedlichem Maße auf gemeinsames Wissen verlassen (vgl. etwa Abschnitt 4.2) und zum andern, weil das jeweils unterstellbare Weltwissen sehr unterschiedlich sein kann, je nach sozialer Schicht, Bildungsstand, Einschätzung des Sprechpartners, u.a.

3. Strukturelle Unterschiede zwischen Einzelsprachen und ihre Rolle für die Kognition

Es ist uns selbstverständlich, daß man das Vorhandensein mehrerer Gegenstände gleicher Art einfach durch ein Zahlwort bezeichnet: vier Kühe, vier Handtücher, vier Eier, vier Bettler. Viele Sprachen erlauben dies aber nicht, sondern verlangen zwingend, daß die jeweiligen gezählten Objekte zuerst klassifiziert werden; die Klasse wird jeweils durch ein besonderes Wort ("Klassifikator") bezeichnet, sinngemäß etwa vier Vieh Kuh, vier Streifen Handtuch, vier Rundding Ei, vier Personen Bettler. Art und Feinheit einer solchen Klassifikation können sehr unterschiedlich sein; manche Sprachen haben weit über hundert Klassifikatoren (Craig, 1987; Senft, 1991). Dieser unabweisliche Zwang, die Dinge, über die man redet, dauernd kategorisieren zu müssen, scheint unserer Denkweise fern und eigentlich ganz überflüssig. Umgekehrt müssen wir im Deutschen (und in den meisten westlichen Sprachen) unentwegt markieren, ob das, wovon wir reden, in der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft liegt: die Tempuskennzeichnung ist (mit wenigen Ausnahmen) ein obligatorischer Teil der Verbflexion, und wir müssen sie anwenden, ob wir wollen oder nicht. Ein solcher Zwang ist wiederum Sprechern anderer Sprachen sehr befremdlich.

Dies sind nur zwei von vielen Beispielen dafür, wie strukturelle Eigenschaften von Einzelsprachen ihren Sprechern eine bestimmte Betrachtungsweise aufzwingen können. Die jeweilige Einzelsprache rastert in gewissem Grade alles, was man ausdrücken möchte, vielleicht gar die Art, wie die Umwelt kategorisiert wird (Lakoff, 1987). Ein Kind, das von Anfang an gezwungen wird, die Objekte unablässig nach Gestalt und Funktion zu klassifizieren, hat vielleicht eine andere Sichtweise als ein Kind, das ständig die Zeit markieren muß. Wilhelm von Humboldt war der erste Sprachwissenschaftler, der diese Auffassung ausdrücklich vertreten hat (Humboldt 1836); die Sprache, so meint er, sei nicht bloß ein selbstgeschaffenes Werkzeug (ergon), sondern eine wirkende Kraft (energeia), die die "geistige Bildung des Menschen" präge (vgl. Seebaß, 1981, der auch auf Vorläufer wie Herder eingeht). Diese Vorstellung findet sich seither in unterschiedlicher Form bei einer Reihe von Autoren. Ihre größte Blüte hat sie jedoch erst in diesem Jahrhundert entfaltet, und zwar zum einen in der "Sprache und Weltbild"-Theorie um Leo Weisgerber, die von Ende der Zwanzigerjahre bis zu Beginn der Sechzigerjahre in Deutschland sehr einflußreich war, und zum andern in der "Sapir-Whorf-These", die man im wesentlichen aus den Schriften von Benjamin Lee Whorf (und weniger seines Lehrers, des viel bedeutenderen Anthropologen und Linguisten Edward Sapir) herausdestilliert hat. Nach

Weisgerber ist es die Muttersprache, die den "geistigen Zugriff zur Welt" bestimmt, und dies wird in zahlreichen Schriften an einer Reihe von gleichbleibenden Beispielen - durchweg aus dem Bereich des Wortschatzes - zu zeigen versucht. Whorfs Botschaft war demgegenüber viel vorsichtiger: Er versuchte, an einer Reihe von Beispielen zu zeigen, daß die uns selbstverständlichen grammatischen Kategorien der "SAE-Sprachen" (Standard European Languages, wie Latein, Englisch, Deutsch) wie Tempus, Modus usw. keineswegs universal seien; so hätten etwa Indianersprachen wie das Hopi eine ganz andere Zeitmarkierung und, so meinte er, damit verbunden auch einen ganz anderen Zeitbegriff (Whorff, 1956).

Alle Theorien der "linguistischen Relativität" (Gipper, 1972; Hill, 1988) leiden an zwei Problemen, nämlich zum einen an einer gewissen begrifflichen Unklarheit und zum andern an einer einseitigen Diät: Es werden keine klaren und überprüfbaren Thesen formuliert, sondern es wird immer wieder an einigen wenigen Beispielen illustriert, daß in unterschiedlichen Sprachen unterschiedliche Sichtweisen auf die Realität zum Ausdruck kommen. Diese Beispiele sind oft sehr suggestiv, und das erklärt sicher zum Teil die Attraktivität der Idee. So wird immer wieder ausgeführt, daß die Eskimo einen viel differenzierteren Wortschatz für verschiedene Arten von Schnee haben als wir; die Angaben schwanken zwischen 10 und 80 verschiedenen Wörtern für frisch gefallenen Schnee, leicht vereisten Schnee usw.: die Eskimo differenzieren diesen Realitätsbereich aus naheliegenden Gründen sehr viel feiner. Dieser einleuchtende Gedanke hat auch in die Sprachpsychologie Eingang gefunden (vgl. etwa Hörmann, 1967, Kapitel 15). Aber in Wirklichkeit ist er völlig falsch: In den verschiedenen Eskimosprachen gibt es auch nur zwei oder drei Wörter für Schnee, wie ein Blick in ein Wörterbuch leicht gezeigt hätte. Auf der andern Seite ist jedoch sicher richtig, daß die einzelnen Sprachen sehr unterschiedlich strukturiert sein können; dies gilt sowohl für einzelne Bereiche des Lexikons wie für die grammatischen Kategorien. Die Frage ist lediglich, wie diese Variabilität mit der menschlichen Kognition zusammenhängt. Sie wird normalerweise an einem festen Kanon von Beispielen erläutert, etwa der unterschiedlichen Aufgliederung des Farbenspektrums in den einzelnen Sprachen (Hörmann, 1967, Kap. 15; Wierszbicka, 1991). Ich wähle hier einmal drei ganz andere Beispiele.

(a) Kein Buch ist in so viele Zungen übersetzt worden wie das Neue Testament. Das gestaltet sich aber nicht leicht, wenn in der betreffenden Sprache Wörter für "Sünde, Schuld, Teufel, Hölle, Opfertod, Erlösung, Taufe, Liebe" fehlen. Man behilft sich daher mit Paraphrasen oder mit Wörtern, die etwas Ähnliches bedeuten. Nun kann man sich leicht vorstellen, daß ein in diesem Punkt beschränkter Ausdrucksreichtum der Sprache zu merkwürdigen Umgestaltungen der christlichen Lehre führt. So mag das Wort, das "Liebe" am nächsten kommt, durchweg sexuelle Konnotationen haben; das gibt dem Hauptgebot "Liebe Deinen nächsten wie Dich selbst" eine eigentümliche Wendung. Der Übersetzer - sofern er das Problem überhaupt bemerkt - mag versuchen, dies durch einen entsprechenden Zusatz zu korrigieren; aber dann entsteht leicht ein widersprüchlicher Ausdruck wie "(sexuelle) Liebe, die nichts Sexuelles an sich hat", und dies ist vielleicht noch merkwürdiger. Es lassen sich leicht entsprechende Beispiele auch in ganz anderen Bereichen finden; aber der wesentliche Punkt ist deutlich: Nicht alle Gedanken und Vorstellungen lassen sich in allen Sprachen gleichermaßen ausdrücken. Das lexikalische Repertoire einer Sprache zwingt das, was man sagen möchte, oft in bestimmte Bahnen. Dies steht im Widerspruch zu der von vielen Sprachphilosophen vertretenen Auffassung, was überhaupt gedacht werden könne, könne man auch in jeder natürlichen Sprache sagen. Zumindest läßt es sich nicht gleichermaßen gut sagen; aber es hat den Anschein, als ginge die "linguistische Relativität" doch erheblich weiter.

(b) Ein wesentlicher Bereich des menschlichen Verhaltens, den einzelne Sprachen sehr unterschiedlich organisieren, ist die räumliche Orientierung. Der gewöhnliche Anschauungsraum ist im allgemeinen durch dimensionale (oben-unten, links-rechts, vorn-hinten) und topologische Eigenschaften (außen, innen, in Kontakt mit, usw.) gekennzeichnet.

Die dimensionalen Eigenschaften sind in erster Linie durch Position einer bestimmten Person gegeben: vorn ist, wo er hinsieht, oben ist, wo der Kopf ist, links ist jene Seite, wo er vermutlich das Herz hat. Es ist sehr schwierig, von solchen "deiktischen" Eigenschaften der Raumkonstitution zu "absoluten", d.h. von der relativen Position einer Person zu einem bestimmten Zeitpunkt unabhängigen, zu kommen, abgesehen vielleicht von der Vertikalen, die sich in vielen Fällen über die Schwerkraft festlegen läßt (vgl. hierzu Klein, 1978; Hermann, 1990). Wie aber soll man die beiden Pole der Horizontalen definieren, wenn nicht über die Körperausrichtung einer bestimmten Person? Die Raumorientierung in natürliche Sprachen richtet sich deshalb systematisch an diesem deiktischen System aus, im wesentlichen an der Position des jeweiligen Sprechers (gelegentlich auch an der Position einer gedachten Person, wie etwa bei "vorn, hinten, rechter Seite, linker Seite" beim Auto). Dies gilt nicht nur für dimensionale Ausdrücke, sondern auch für topologische wie z.B. hier oder dort: hier heißt etwa soviel wie "Ort (mit unbestimmten Grenzen), der die Position des jeweiligen Sprechers einschließt", dort etwa "Ort (mit unbestimmten Grenzen), der die Position des jeweiligen Sprechers ausschließt".

Es gibt nun einige wenige Sprachen, die dieses System der Raumorientierung nicht oder nur in Ansätzen haben. Ein Beispiel ist Guugu Yimidhirr, das keine Begriffe für rechts und links, für hinten und vorn (wohl allerdings für oben und unten) hat (vgl. Haviland, 1979). Die Verständigung über Räumliches erfolgt ausschließlich über kollektives Wissen. Man sagt "Geh in die Richtung der Hütte deines Bruders", wo man bei uns - je nach Position - sagen müßte "Geh nach rechts" oder "Geh nach links". Ein solches System ist wesentlich weniger flexibel als das deiktische; es funktioniert nur, wenn die Position bestimmter Objekte allen Sprechern vertraut ist. Ein Sprecher, der einem Fremden etwas erklären soll oder der die ihm vertraute Gegend verläßt, gerät schnell in erhebliche Probleme.

Soll man sagen, daß die (hier nur angedeuteten) strukturellen Besonderheiten der Sprache ihre Sprecher zu einer anderen Raumorientierung zwingen? Sicher nicht, wenn man unter Raumorientierung nur die Wahrnehmung im gewöhnlichen Anschauungsraum versteht. Es besteht kein Grund für die Annahme, daß die Sprecher des Guugu Yimidhirr (und vergleichbarer Sprachen) anders sehen, hören und riechen als wir, noch daß ihr Raum nicht drei Dimensionen hätte. Aber diese Dimensionen sind nicht unabhängig von einer bestimmten geographischen Stelle definiert, wie dies bei einem deiktischen System der Fall ist. In einem gewissen Sinne kann man daher wohl sagen, daß ihre Raumvorstellung eine andere sei. Erst recht kann man sagen, daß ihre Raumorientierung sprachlich bedingt eine andere sei, wenn man zu dieser auch die Koordination von kollektiven Handlungen im Raum rechnet. Die Struktur der Sprache macht für ihre Sprecher den Raum nicht anders, wohl aber die Raumvorstellung und die Orientierung im Raum (Deregowski, 1989; Levinson, 1991).

(c) Eine der Eigentümlichkeiten des Deutschen, die selten seinen Sprechern, wohl aber jenen, die es als Zweitsprache lernen, auffallen, ist der barocke Reichtum an "Abtönungspartikeln" (Weydt, 1979) wie schon, ja, denn, wohl, nur, halt, doch in Sätzen wie Ich komme ja schon, Was will er denn?, Das ist ja doch wohl die Höhe, Was ist nur los?, Er ist halt dumm, Sie war doch krank. Ihre genaue Bedeutung ist sehr schwer zu beschreiben. Sie drücken eine gewisse relativierende Einstellung des Sprechers zu dem, was gesagt wird, aus. Solche Partikel gibt es wohl (!) auch in anderen Sprachen, aber wesentlich seltener (wie man sofort sieht, wenn man obige Beispiele ins Englische oder Französische zu übersetzen versucht). Zwar kann der Sprecher auch ohne solche Partikel seine Äußerung "modalisieren", etwa durch die Intonation; aber dieses Mittel hat man im Deutschen ja auch zur Verfügung. Wie soll man das reiche Repertoire und die üppige Verwendung solcher Partikel im Deutschen deuten? Kommt darin ein dem deutschen Wesen eigener Hang zur feinen Differenzierung des Geäußerten zum Tragen? Der Wunsch sich zu vergewissern, daß das Gesagte ja wohl doch selbstverständlich ist und eigentlich alle so denken

müßten? All solche Annahmen über einen Zusammenhang zwischen strukturellen Eigentümlichkeiten der Sprache und bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen ihrer Sprecher sind völlig spekulativ. Aber man kann sie auch nicht als sinnlos hinwegfegen, denn wie soll man erklären, daß manche Sprachen bestimmte Ausdrucksmöglichkeiten viel stärker ausbilden als andere?

Wir haben keine wissenschaftlich ernst zu nehmende Antwort auf diese Frage, und dies ist symptomatisch für den Zusammenhang zwischen strukturellen Eigenschaften einer Sprache und dem "Weltbild" ihrer Sprecher: ein Tummelplatz von Spekulationen.

4. Sprache und soziale Schicht

Unterschiede im Sprachvermögen der Sprecher einer bestimmten Sprache können genetisch bedingt sein; wahrscheinlicher ist aber, daß sie aus einer unterschiedlichen Sozialisation rühren. Dies wurde zwar oft bemerkt. Doch hat die sozial bedingte Variabilität weder in der Tradition der Sprachwissenschaft noch der Sprachpsychologie eine große Rolle gespielt. Geändert hat sich dies erst seit Ende der Fünfzigerjahre, als einige pädagogische Psychologen und Soziologen in den sprachlichen Problemen von Unterschichtkindern einen entscheidenden Faktor für ihre geringen Bildungs- und Aufstiegschancen zu erblicken begannen. Besonders folgenreich war hier die sogenannte "Kodetheorie" des englischen Lehrers und Soziologen Basil Bernstein, der seit etwa 1960 eine Reihe von Arbeiten über Mittelschicht- und Unterschichtsprache in England und deren sozialer Konsequenzen vorlegte (gesammelt in Bernstein, 1972). Ihre stärkste Wirkung erreichte die Kodetheorie Ende der Sechzigerjahre im Zusammenhang mit der "Kompensatorischen Erziehung", die sich vielfach auf Bernstein bezog. Etwa gleichzeitig, wenn auch zunächst weithin unabhängig, gab es in den USA parallele Bemühungen vor allem von Psychologen; sie führten zu den großangelegten amerikanischen Programmen zur kompensatorischen Erziehung wie "Headstart" u.a. Diese Programme wie die zugrundeliegenden Annahmen über sprachliche Unterschiede wurden in der Folge von zwei Seiten scharf kritisiert - zum einen von Linguisten wie William Labov, der die wissenschaftliche Untersuchung der sprachlichen Variation entscheidend voranbrachte, zum andern von Psychologen wie A. Jensen, denen zufolge die beobachteten sprachlichen Unterschiede weniger sozial als vielmehr genetisch bedingt sein sollten; letztere Auffassung wird zumindest von Sprachwissenschaftlern nicht ernstgenommen (Baugh, 1988).

4.1 Die Kodetheorie. Die Theorie Bernsteins und seiner Mitarbeiter ist eine Hypothese über den Zusammenhang zwischen sozialer Struktur, individuellem Verhalten und Sprachstruktur. Demnach gibt es unter den Sprechern des Englischen (und anderer Sprachgemeinschaften mit ähnlicher Sozialstruktur) zwei qualitativ unterschiedliche Sprechweisen ("Kodes"). Sie unterscheiden sich linguistisch durch die Art, wie von den grammatischen und lexikalischen Möglichkeiten des Englischen Gebrauch gemacht wird, haben aber auch Entsprechungen im nichtsprachlichen Verhalten. Die beiden Codes werden "restringierter Kode" und "elaborierter Kode" genannt; ersterer findet sich bei Sprechern der Arbeiter- bzw. Unterschicht (working class, lower class), letzterer bei denen der Mittelschicht (middle class); über einen "Oberschichtkode" wird nichts gesagt. Der Zusammenhang zwischen Schicht und Kode wird durch die Erziehung im Elternhaus vermittelt. Bestimmte Verhaltensweisen im Unterschichtelternhaus schlagen sich im Sprachverhalten nieder; entsprechendes gilt für Mittelschichteltern. Umgekehrt wirken dann in der nächsten Generation die Codes stabilisierend auf das Sozialverhalten.

So allgemein formuliert hat diese Idee den ganzen Charme des Schlichten. Minder überzeugend ist ihre begriffliche und empirische Ausführung. Dies gilt namentlich für den zentralen Begriff "Kode". In seinen ersten Schriften sprach Bernstein noch von "public language" (statt "restricted

code") und "formal language" (statt "elaborated code"). Doch wird der Begriff "language" theoretisch nicht weiter erörtert, sondern durch bestimmte Eigenschaften wie die folgenden zu kennzeichnen versucht:

Public language: kurze, grammatisch einfache und oft unvollständige Sätze mit syntaktischen Fehlern, meist im Aktiv; einfacher und repetitiver Gebrauch von Konjunktionen (so, dann, und, weil); viele kurze Befehle und Fragen; starrer und eingegrenzter Gebrauch von Adjektiven und Adverbien; Feststellungen, die eine "sympathetische Zirkularität" initiieren wie "Stell dir das mal vor, So mußte es ja kommen, Es war nicht zu fassen"; vieles wird implizit gelassen und beim Gegenüber unterstellt.

Formal language: genaue grammatische Struktur regelt das Gesagte; syntaktische komplexe Konstruktionen und besonders der vielfältige Gebrauch von Konjunktionen und Relativsätzen markieren logische Modifikationen und die jeweils gesetzten Akzente; häufiger Gebrauch von Präpositionen, die einen kausalen, temporalen oder räumlichen Zusammenhang herstellen; differenzierte Verwendung von Adjektiven und Adverbien; die individuelle Qualifikation wird durch die Struktur und die Beziehungen zwischen den Sätzen explizit gemacht; es wird weniger unterstellt, mehr explizit markiert.

Es geht also nicht um "Sprachen" im üblichen Sinne, sondern um verschiedene Formen des Sprachgebrauchs, hier des Englischen; dabei wird aber wohl angenommen, daß auch das Sprachvermögen der jeweiligen Sprecher entsprechend festgelegt ist. Der, 1962 erstmals verwendete Begriff "Kode" wird verschiedentlich zu präzisieren versucht. Bernstein unterscheidet zwischen Sprachkodes und Sprechkodes. Ersterer wird "als eine Folge von Regeln angesehen, denen alle Sprechkodes entsprechen müssen; welche Sprechkodes (speech codes) jedoch entstehen, hängt vom System der sozialen Beziehungen ab" (Bernstein, 1972, S. 239). Sprechkodes sind Kodes in seinem Sinn. Inhaltlich stellen die späteren Charakterisierungen der Kodes vor allem zwei Punkte heraus:

1. Sprecher der Mittelschicht neigen dazu, ihre Bedeutungen explizit zu machen, d.h. sie setzen beim Gesprächspartner vergleichsweise wenig voraus. Die Sprecher der Unterschicht sind stärker an die jeweilige Redesituation und an ein gemeinsames Vorverständnis gebunden, ihr Kode ist "partikularistisch" und "implizit", im Gegensatz zum "universalistischen" und "expliziten" der Mittelschichtsprecher. Dieser Unterschied findet sich übrigens schon in einer Untersuchung der amerikanischen Psychologen Schatzman und Strauss (1955), die bei einer Befragung von Augenzeugen eines Tornados herausfanden, daß die Unterschichtsprecher das Geschehen so erzählten, als sei der Frager dabeigewesen. Besonders deutlich wird dies am Gebrauch von Personalpronomina: man vergleiche eine explizite Nominalphrase wie die Leute, die vorher an der Ecke gestanden hatten gegenüber dem impliziten, nur aus der Situationskenntnis verständlichen sie in deiktischer Verwendung.

2. Der restringierte Kode hat ein kleineres Repertoire an Wörtern und syntaktischen Konstruktionen als der elaborierte. Da die sprachlichen Ausdrucksmittel eines Unterschichtsprechers nur einen Teil der Möglichkeiten des Mittelschichtsprechers ausmachen, weist er gegenüber diesem ein sprachliches Defizit auf. Man sprach daher oft auch von "Defizithypothese", im Gegensatz zur der gleich zu besprechenden Varietätenanalyse, bei der die sprachlichen Unterschiede als zwischen eigenen, sich teilweise überlappenden Teilsystemen der gesamten Sprache bestehend aufgefaßt werden.

Das soziale Gegenstück der Kodes, Unterschicht und Mittelschicht, wird in Bernsteins frühen Arbeiten zunächst unter Verweis auf die üblichen Kriterien der Schichteinteilung, etwa Ausbildung, Beruf, Beruf der Eltern usw. gekennzeichnet. Später verlagert sich die Charakterisierung der Schichten immer stärker auf "schichttypische Familienstrukturen", insbesondere auf die Art des Rollensystems in der Familie. Das Rollensystem hängt vorrangig von der Form der sozialen Kontrolle ab, die Eltern (und andere Erwachsene) gegenüber den

Kindern bevorzugen. Zwei polare Formen werden hier unterschieden, eine personenorientierte oder personale, die in der Mittelschicht vorherrscht, und eine statusorientierte oder positionale, die für Unterschichtfamilien typisch ist. So wird in "regulativen Kontexten", d.h. in denen jemand zu etwas veranlassen möchte, im positionalen Fall mit dem Status der Betroffenen gearbeitet (ich, der Vater, befehle dir, dem Kind), während im personalen Fall eher auf die Individualität der Beteiligten und die jeweilige Interessenlage eingegangen wird (hör mal, du solltest das jetzt machen, weil ...). Entsprechendes findet sich in anderen Zusammenhängen, z.B. in Lernsituationen. Diese unterschiedlichen Formen der sozialen Kontrolle sind die eigentliche Quelle des unterschiedlichen Gebrauchs der Sprache.

Man kann die Theorie in den folgenden sechs Punkten zusammenfassen:

1. Bestimmten sozialen Verhältnissen, die sich nach gängigen soziologischen Variablen definieren lassen, entsprechen nicht notwendig, aber doch in der Regel bestimmten Familienstrukturen.
2. Diese Familienstrukturen kann man nach der vorherrschenden Form der sozialen Kontrolle in relativ starre statusorientierte und relativ flexible personenorientierte unterteilen; dabei gibt es eine Reihe von Übergängen.
3. Die unterschiedlichen Formen der sozialen Kontrolle bestimmen die verbale Planung, d.h. die Art, in der Bedeutungen strukturiert werden und in der von den lexikalischen und syntaktischen Mitteln der jeweiligen Sprache Gebrauch gemacht wird.
4. Statusorientierte soziale Kontrolle führt zu impliziter Bedeutungsstrukturierung; sie verlangt relativ festgelegte und wenig differenzierte sprachliche Ausdrucksmittel. Hingegen verlangt die personenorientierte, individualisierende soziale Kontrolle der typischen Mittelschichtfamilie eine höhere Flexibilität in der Kommunikation, einen größeren Vorrat an sprachlichen Mitteln und eine weniger an ein gemeinsames Vorverständnis gebundene, sondern auf den einzelnen Fall zugeschnittene, explizite Bedeutungsstrukturierung.
5. Die beiden Pole in dieser unterschiedlichen Nutzung derselben Sprache werden als restringierter und elaborierter Kode bezeichnet; es gibt zahlreiche Übergangsformen.
6. Die Verwendung eines bestimmten Kodes läßt nicht unbedingt Rückschlüsse auf die soziale Herkunft des Sprechers zu, denn zumindest jene, die sich normalerweise des elaborierten Kodes bedienen, können je nach Situation auch den restringierten benutzen; umgekehrt gilt dies in der Regel nicht.

All diese Punkte bedürfen der Präzisierung. Aber sie sind klar genug, um eine empirische Überprüfung zuzulassen. Bernstein selbst hat nach, 1962 kaum Untersuchungen zur sprachlichen Seite durchgeführt. Die Kodetheorie hat jedoch eine außerordentliche Resonanz in der Bundesrepublik gefunden; diese durchaus nicht unkritische Resonanz äußerte sich in einer Reihe umfangreicher empirischer Untersuchungen (Oevermann, 1972; Neuland, 1975; Klann, 1975; Auwärter, 1982). Sie haben eine Fülle von Detailergebnissen über Unterschiede im Sprachgebrauch von Unterschicht- und Mittelschichtkindern erbracht, die hier nicht im einzelnen dargestellt werden können. Es ist schwierig, diese Ergebnisse im Hinblick auf die Kodetheorie zu beurteilen. Dafür gibt es im wesentlichen drei Gründe. Erstens ist das sich ergebende Bild sehr inkonsistent - von Untersuchung zu Untersuchung, und oft auch innerhalb einer Untersuchung. Zweitens gelten die meisten Arbeiten der geschriebenen Sprache von Schulkindern. Dies erleichtert die Auswertung; aber zum einen wird dadurch die Rolle des Elternhauses durch die Wirkungen der sekundären Sozialisation überlagert; zum andern sind die beiden Kodes für die gesprochene Sprache definiert. Drittens konzentrieren sich die Untersuchungen durchweg auf formale, leicht quantifizierbare Merkmale wie Satzlänge, Anzahl der Nebensätze u.ä.; konstitutive Eigenschaften der Kodes wie die Art der Bedeutungsstrukturierung werden vernachlässigt.

Die Kodetheorie ist nie wirklich empirisch bestätigt worden. Sie ist allerdings auch nicht

widerlegt worden. Das Interesse an ihr ist einfach geschwunden. In der Sprachwissenschaft wurden linguistisch wesentlich anspruchsvollere Theorien und Methoden zur Analyse der Variation, vor allem der sozial bedingten, entwickelt, die man unter dem Begriff "Varietätenanalyse" zusammenfassen kann.

4.2 Die Varietätenanalyse

4.3.1 Varietäten und Varietätenraum

Es gibt nicht eine bestimmte Theorie der Varietätenanalyse, sondern eine Reihe von Richtungen, die einen gemeinsamen Gedanken in verschiedener Weise entwickeln. Ausgangspunkt ist der Umstand, daß das beobachtbare sprachliche Verhalten der Sprecher einer Sprache in lexikalischer, phonologischer, morphologischer, syntaktischer und pragmatischer Hinsicht mit bestimmten außersprachlichen Faktoren - den Dimensionen der Variation - variiert. Zu diesen Dimensionen zählen eben soziale Herkunft, Alter, Geschlecht, Redesituation usw. Sie bilden insgesamt so etwas wie einen Raum, in dem sich die sprachliche Variation bewegt; diesen Raum bezeichnet man als Varietätenraum und die einzelnen Ausprägungen des sprachlichen Verhaltens als Varietäten, z.B. die "Sprache" von Angehörigen einer bestimmten sozialen Schicht zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Kommunikationssituation. Eine natürliche Sprache wie das Deutsche ist demnach aus einer Menge solcher Varietäten zusammengesetzt, die sich nach bestimmten Faktoren, und zwar außersprachlichen wie sprachlichen, ordnen und in einen Zusammenhang bringen lassen. Wenn man von "dem Deutschen" redet, meint man allerdings oft nicht all diese Varietäten, sondern eine nach irgendwelchen Bewertungsmaßstäben besonders hervorgehobene - also beispielsweise die sogenannte "Hochsprache". Andererseits sagt man auch, daß sich das Deutsche vor einem Jahrtausend allmählich als selbstständige Sprache entwickelt hat, und dann meint man natürlich das Deutsche im Sinne einer Menge von Varietäten.

Das Sprachvermögen des Einzelnen ist immer ein Ausschnitt aus einem solchen Varietätenraum. Niemand beherrscht "das Deutsche" ganz, selbst wenn man die Variation in der Zeit, also die geschichtliche Entwicklung des Deutschen, ausschließt. Aber auf der andern Seite ist auch das sprachliche Verhalten des Einzelnen nicht homogen: es schließt mehrere Varietäten ein, von denen er je nach der besonderen Kommunikationssituation Gebrauch macht.

Die Idee der Varietätenanalyse ist nicht auf den Zusammenhang zwischen Sprache und sozialer Schicht beschränkt; sie umfaßt alle Formen der sprachlichen Variation. Sie ist aber vorwiegend im Rahmen der Soziolinguistik ausgearbeitet worden; dies gilt sowohl für die Techniken der Datenerhebung, die aus gleich zu erläuternden Gründen von den in der Sprachpsychologie gängigen sehr abweichen, wie für die Beschreibungsverfahren. In beiden Bereichen haben vor allem die Arbeiten von William Labov und seiner Mitarbeiter Maßstäbe gesetzt (vgl. vor allem Labov, 1972a, b); sie stehen daher hier im Mittelpunkt (zu anderen Verfahren Nabrings, 1981; Ammon, Dittmar & Mattheier, 1988, Artikel 111-122).

4.3.2 Methoden der Datenerhebung.

Das Hauptproblem bei der Beschaffung sprachlicher Daten, die für bestimmte Varietäten - etwa das kommunikative Verhalten in einer Unterschichtfamilie - typisch sind, hat Labov einprägsam als "Beobachterparadox" formuliert: "Das Ziel der sprachwissenschaftlichen Erforschung der Gemeinschaft muß sein herauszufinden, wie Menschen sprechen, wenn sie nicht systematisch beobachtet werden; wir können die notwendigen Daten jedoch nur durch systematische Beobachtung erhalten." (Labov, 1970, dt. Ausgabe, S.147). Etwas weniger aphoristisch formuliert: Es sind beim Sprachverhalten viele Variablen im Spiel, die irgendwie kontrolliert werden müssen; eben diese Kontrolle aber

verändert das Sprachverhalten, das man beobachten möchte - es sei denn, es handelt sich gerade um das sprachliche Verhalten in einem Labor unter wohlkontrollierten Bedingungen. An dieser Varietät ist man allerdings selten interessiert. Es gibt keinen Königsweg, um das Beobachterparadox zu lösen. Man muß verschiedene Methoden der Datenerhebung verbinden, um ihre wechselseitigen Fehler auszugleichen. Dabei legt man in der Linguistik, namentlich in der Soziolinguistik, in aller Regel wesentlich mehr Gewicht auf die "Authentizität" als auf die Kontrollierbarkeit der Kommunikationssituation, verglichen etwa mit dem, was in der experimentellen Psychologie üblich ist (Fasold, 1984; Milroy, 1987).

4.3.2 Analyse der Variation. Die moderne Linguistik verfügt, gemessen etwa an der vertrauten Schulgrammatik, über ein reiches Repertoire formaler Methoden zur Analyse sprachlicher Strukturen, etwa Phrasenstrukturgrammatiken, Transformationsgrammatiken, Kategorialgrammatiken. Dies gilt für alle in Abschnitt 2.2 genannte Bereiche mit Ausnahme der Pragmatik. Diese Verfahren sind jedoch durchweg auf die "Kompetenz des idealen Sprechers in einer homogenen Sprachgemeinschaft" (vgl. Abschnitt 2.1) zugeschnitten. Sie eignen sich daher nicht ohne weiteres zur Beschreibung von Varietäten, ihres Zusammenhanges untereinander und mit außersprachlichen Faktoren. Sie müssen daher in irgendeiner Weise angereichert werden, und zwar so, daß man nicht hinter die nun einmal erreichten formalen Standards der theoretischen Linguistik zurückfällt. Hierzu gibt es eine Anzahl von Modellen, etwa Liebs "Axiomatische Linguistik" (Lieb, 1970), die Variablenregeln von Labov, Sankoff und anderen (Labov, 1972a, Sankoff, 1978), Bierwischs Konnotationsgrammatiken (Bierwisch, 1976) sowie die Varietätengrammatik (Klein, 1974, Klein & Dittmar, 1979). Die weiteste Anwendung hat die Labovsche Variablenregel gefunden, die hier exemplarisch dargestellt wird (kritisch Romaine, 1985).

In manchen Varietäten des Englischen kann ein "d" im Auslaut wegfallen (vgl. ol' man river). Man kann dies durch folgende phonologische Regel beschreiben

$$d \longrightarrow \emptyset / K _ ++$$

zu lesen: d wird zu Null in folgender Umgebung: es geht ein Konsonant (K) voraus und es folgt eine Wortgrenze. Dieser Ausfall ist variabel. Unter den von Labov und anderen untersuchten Varietäten gibt es keine, in der er nie, und keine, in der er immer auftritt. Er hängt zum einen von der sozialen Schicht der Sprecher ab, zum andern aber auch von innersprachlichen Faktoren; so tritt der Ausfall seltener ein, wenn im Anlaut des folgenden Wortes ein Vokal steht, ebenso wird er von einer Morphemgrenze behindert (rolle' ist ungewöhnlicher als ol'). Die Grundidee der Variablenregel ist nun, der Anwendung der Regel eine gewisse Wahrscheinlichkeit zuzuordnen. Wenn keine hemmenden Faktoren vorhanden sind, ist die Anwendungswahrscheinlichkeit 1, d.h. die Regel ist obligatorisch; andernfalls wird die Anwendungswahrscheinlichkeit um einen bestimmten Betrag vermindert, der eine Funktion der Auswirkung der einzelnen Faktoren - sprachlichen wie außersprachlichen - ist. So einfach dieser Grundgedanke ist, so problematisch ist seine Ausführung. Labov selbst nimmt durchweg an, daß die Wirkung der einzelnen Faktoren unabhängig ist; dies erlaubt eine einfache (nämlich multiplikative) Berechnung des gesamten hemmenden Einflusses. Es hat sich aber gezeigt, daß die Unabhängigkeit eher die Ausnahme ist. Den daraus resultierenden Problemen gilt ein großer Teil der folgenden Diskussion; das Problem liegt dabei weniger in der mathematischen Modellierung als in einer linguistisch sinnvollen Formulierung der - in ihrer Anwendung variablen - Regeln.

Die Idee der probabilistische Beschränkung kann man auch auf ganze Grammatiken übertragen, sofern diese Grammatiken formal klar definiert sind. Diese Vorstellung liegt der **Varietätengrammatik** zugrunde (Klein, 1974; Klein & Dittmar, 1979; Habel, 1979). Dabei wird für einen bestimmten Varietätenraum eine gemeinsame "Bezugsgrammatik" angenommen, die

im einfachsten Fall aus all jenen Regeln besteht, die in mindestens einer Varietät des gewählten Raumes vorkommen. Diese Bezugsgrammatik wird dann für die einzelnen Varietäten unterschiedlich probabilistisch gewichtet, sozusagen kontinuierlich soweit verzerrt, bis sie den Besonderheiten der jeweiligen Varietät genau angepaßt ist. Die erlaubt nicht nur eine beliebig genaue Beschreibung der einzelnen Varietäten, sondern auch eine Messung ihrer relativen Ähnlichkeit.

4.4 Kommunikatives Verhalten.

Empirisch ist die Variablenregel vorwiegend im Bereich der Phonologie angewandt worden, die Varietätengrammatik im Bereich der Syntax. Beide lassen sich aber für beliebige linguistischen Regularitäten nutzen, sofern sich diese durch präzise formale Regeln beschreiben lassen. Dies gilt praktisch für alle Bereiche der Grammatik (einschließlich des Lexikons), nicht aber für die Pragmatik - also all dies, was das kommunikative Handeln im weiteren Sinne angeht (vgl. 2.2). Wie man ein Gespräch eröffnet, wie man sich bedankt, wie man jemanden beleidigt - all dies sind wichtige Aspekte des Sprachverhaltens. Die ihnen zugrundeliegenden Regularitäten können in einer Reihe von Dimensionen variieren; sie lassen sich aber schwer auf präzise, mit mathematischen Methoden erfaßbare Regeln bringen. Deshalb fehlt es in diesem Bereich des sprachlichen Verhaltens an vergleichbar genauen Methoden und Analysen. Dennoch ist gerade dieser Bereich in den letzten Jahren viel, wenn auch sehr kasuistisch erforscht worden (vgl. etwa Gumperz, 1982; Auer & di Luzio, 1984; Wardhough, 1986).

5. Sprache und Geschlecht

Die Vorstellung, es gebe bestimmte sprachliche Unterschiede zwischen Frauen und Männern, zählt zum festen Bestandteil der linguistischen Folklore: Frauen, so heißt es, reden weitschweifig, leise, emotional, zurückhaltend, Männer hingegen knapp, laut, logisch, angeberisch, und dergleichen mehr. Wie alle solche Stereotype bestehen diese ganz unabhängig von dem, was man wirklich über geschlechtsspezifisches Sprachverhalten weiß. Dies ist recht wenig, denn zum einen gibt es wissenschaftlich ernstzunehmende Untersuchungen erst seit Mitte der Sechzigerjahre (Smith, 1985; Coates, 1986), zum andern hat sich die Forschung auf einige wenige sprachliche Erscheinungen kapriziert, und zum dritten ist die Diskussion dieser Frage sehr von der Parteien Gunst und Haß verwirrt. Begriffe wie "Frauensprache - Männersprache" sind dafür symptomatisch. Es ist wichtig, hier vier wesentliche Aspekte zu beachten.

Der erste betrifft das Verständnis des Begriffs "Sprache". Ist damit die (angeborene) Sprachfähigkeit gemeint, das zu einem gegebenen Zeitpunkt bestehende Sprachvermögen, in das angeborene und aus der Sozialisation rührende Komponenten eingehen, oder der Sprachgebrauch in bestimmten kommunikativen Situationen (vgl. hierzu Abschnitt 2.1)? Es ist nicht unplausibel, daß es zwischen Frauen und Männern in der Tat angeborene Unterschiede in der Sprachfähigkeit gibt. Dies ist aber eine ganz andere Frage als die, ob manche Frauen in manchen Redesituationen einen anderen Gebrauch von ihrem Sprachvermögen machen als manche Männer in denselben Situationen.

Der zweite wichtige Aspekt hängt eng damit zusammen: Sind Unterschiede im sprachlichen Verhalten zwischen Frauen und Männern biologisch oder sozial bedingt? Die Stimmlippen einer Frau sind im Schnitt kürzer als die eines Mannes; dies wie auch weitere Unterschiede im Bau der Sprechwerkzeuge führen aus rein biologischen Gründen zu einer etwas unterschiedlichen Klangstruktur der Sprache. Aber zum einen ist der Unterschied gleitend (nicht immer kann man Frauen- und Männerstimme auseinanderhalten), zum andern ist die unterschiedliche Stimmlage vielleicht nicht eben ein besonders wesentlicher Unterschied im Sprachverhalten. Wesentlich weniger klar ist, ob es auch rein biologische Unterschiede in der zentralen Verarbeitung gibt. Es gibt wohl Gründe für die Annahme, daß Physiologie und Anatomie des Gehirns bei Mann und

Frau nicht in allen Punkten gleich sind. Ob dies aber Auswirkungen auf die Sprache hat, ist offen. Die meisten bislang beschriebenen Unterschiede im Sprachverhalten haben aber eher mit der unterschiedlichen Sozialisation und dem unterschiedlichen sozialen Status zu tun, Hier wiederum muß man unterscheiden zwischen dem faktischen Status und dem Stereotyp von Frau und Mann. So hängt das Redeverhalten stark von der Einschätzung der Situation, insbesondere des Partners ab; für diese Einschätzung ist aber vielleicht weniger dessen oder deren realer Status maßgeblich als der soziale Stereotyp (ebenso wie man sich in seinem Redeverhalten gegenüber einem Ausländer oft wenig von dessen faktischen Sprachkenntnissen leiten läßt als von der Meinung, wie ein Ausländer eben so redet, vgl. Roche, 1989).

Drittens können sich die Ausdrücke "Frauensprache - Männersprache" darauf beziehen, wie Männer und Frauen sprechen, oder aber darauf, wie sie "von der Sprache behandelt werden". So haben viele Sprachen unterschiedliche Anredeformen für Frauen und Männer, unterschiedliche Personalpronomina (er - sie), unterschiedliche morphologische Markierungen (vgl. französisch je suis fou - je suis folle) und dergleichen mehr. Beides steht natürlich in einem gewissen Zusammenhang: die strukturellen Eigenschaften einer Einzelsprache sind das geronnene Sprachverhalten der Sprechenden. Aber der einzelne Sprecher kann sich diesen strukturellen Zwängen nicht ohne weiteres entziehen, wenn er verstanden werden will (vgl. hierzu Abschnitt 3). Auf die Dauer sind aber sehr wohl Änderungen in der Sprachstruktur möglich, wenn es denn gelingt, das Sprachverhalten der Einzelnen allmählich zu verschieben. Ebendies wird derzeit auch (unter dem Begriff "sexistischer Sprachgebrauch") versucht.

Viertens muß man zwischen beobachtbaren Eigenschaften einer Sprache oder auch des Sprachgebrauchs Einzelner einerseits und der Bewertung dieser Eigenschaften andererseits trennen. So trifft es zu, daß im Deutschen herkömmlich das Wort er nicht nur gebraucht wird, wenn ein Mann gemeint ist, sondern auch, wenn ein Dosenöffner gemeint ist, und, falls es sich um eine Person handelt, wenn man offenläßt, ob es um eine Frau oder einen Mann geht. Nur wenn ausdrücklich gemacht werden soll, daß es sich um eine Frau handelt, wird herkömmlich sie verwandt. Dies ist möglicherweise eine Benachteiligung oder gar eine Herabwürdigung der Frauen oder auch der Männer. Aber die tatsächlichen Unterschiede im Sprachverhalten festzustellen, ist eine Sache, sie für gut oder schlecht oder gleichgültig zu halten, eine andere.

5.2 Unterschiede in der Sprachverarbeitung

Das menschliche Sprachvermögen sitzt im Kopf - im Gehirn und in den peripheren Organen (d.h. Ohren und Artikulationsorganen). Man kann es nicht direkt beobachten; was man sehen kann, sind Zellen, Muskeln, Nerven. Um Aussagen über Struktur und Vermögen des Sprachvermögens zu machen, gibt es grob gesagt zwei Wege. Man kann den Ablauf der Sprachverarbeitung in der Zeit untersuchen, also die Prozesse der **Sprachproduktion** und des **Sprachverstehens**; im weiteren Sinne kann man hierzu auch die Prozesse des Spracherwerbs (sowohl des Erst- wie des Zweitspracherwerbs) sowohl das Verhalten des Systems unter pathologischen Bedingungen (z.B. Aphasien) verstehen. Oder man studiert die Eigenschaften des **Produkts**, d.h. von kürzeren oder längeren Äußerungen, die von irgendjemandem bei irgendeiner Gelegenheit hervorgebracht werden. Hierzu zählt auch zu untersuchen, wie Sprecher dieses Produkt beurteilen (z.B. als grammatisch falsch, widersinnig, usw.); von dort schließt man dann auf die Eigenschaften des zugrundeliegenden Sprachvermögens.

Unterschiede in Sprachproduktion und Verstehen können zentral oder peripher bedingt sein. In letzterem Bereich gibt es einen augenfälligen Unterschied, nämlich die (im Schnitt) verschiedene Stimmqualität. Der Schall der Stimme setzt sich aus periodischen und nichtperiodischen Schwingungen (etwa zwischen 40 und 8000 Hertz) zusammen. Erstere (beispielsweise die Vokale) werden durch Vibrationen der Stimmlippen im Kehlkopf erzeugt und dann durch die beiden Resonanzräume, nämlich Mundhöhle und Nasenhöhle (letztere durch Öffnung des

Zäpfchens "zuschaltbar") überformt; nichtperiodische Schwingungen (alle stimmlosen Konsonanten) entstehen durch Engebildungen in der Mundhöhle. Stimmhafte Vokale verbinden periodische und nichtperiodische Schwingungen. Je nach Bau von Kehlkopf, Mund- und Nasenhöhle variieren die akustischen Eigenschaften innerhalb gewisser Grenzen von Sprecher zu Sprecher. So führen die etwas längeren Stimmlippen von Männern nach der Pubertät zum augenfälligsten Unterschied zwischen Frauen- und Männerstimmen, der im Schnitt etwa doppelt so hohen Grundfrequenz bei Frauen. Aber auch wenn man die Grundfrequenz durch technische Mittel angleicht, kann meist noch zwischen Männer- und Frauenstimmen unterschieden werden. Dies gilt auch für die Stimmen bei Mädchen und Jungen vor der Pubertät, bei denen die Stimmlippen etwa gleich lang sind (Jungenstimmen sind eher etwas höher). Für den unterschiedlichen Klang muß daher auch anatomisch verschiedener Bau der Mund- bzw. Nasenhöhle verantwortlich sein. Allerdings sind, wie jeder weiß, die individuellen Schwankungen hier erheblich (Henton, 1989).

Der anatomisch bedingte Unterschied im Stimmklang ist deutlich, aber vielleicht im doppelten Sinne peripher. Ob es demgegenüber auch zentral bedingte Unterschiede in der Sprachverarbeitung gibt, ist minder klar. Sie setzen voraus, daß Bau und Funktion des Gehirns zumindest in Teilen geschlechtsspezifisch sind, und zwar in jenen Teilen, die für die Sprachverarbeitung zuständig sind. Dafür gibt es bislang wenig Belege. Es ist bekannt, daß bestimmte Dyslexien (zentrale Sprachstörungen, die sich als Leseschwächen auswirken) bevorzugt bei Männern (bzw. Jungen) auftreten. Nach der Theorie von Geschwind und Galaburda (1985) über die Entwicklung des Gehirns kann der normale Aufbau der Hirnrinde frühzeitig durch Testosterone gestört werden; dies würde solche Asymmetrien bei der Dyslexie erklären. Nun ist aber die Theorie von Geschwind und Galaburda zum einen nicht unumstritten (vgl. Kinsbourne & Hiscock, 1987), und zum andern würde dieser Befund noch nichts darüber besagen, ob es auch bei ungestörter Entwicklung zu das Sprachvermögen betreffenden Asymmetrien zwischen Männern und Frauen kommt.

In sehr vielen experimentellen Untersuchungen über den Ablauf der normalen Sprachproduktion bzw. des Sprachverstehens wird das Geschlecht der Versuchspersonen berücksichtigt. Dabei zeigen sich aber fast nie überzufällige Unterschiede. Eine bemerkenswerte Ausnahme sind die "Shadowing-Experimente" von Marslen-Wilson (1985). Dabei muß die Versuchsperson über Kopfhörer zugespielte Texte möglichst schnell nachsprechen. Ausgewertet werden Verzögerung und Fehler (letztere vor allem, um zu kontrollieren, ob der Text verstanden wurde). Die Verzögerung schwankt, ist aber stets bemerkenswert kurz (man kennt dies vom gemeinsamen Liedersingen, wenn man den Text nicht oder nicht richtig kennt). Es gibt Versuchspersonen ("close shadowers"), bei denen die Zeit lediglich etwa 250 Millisekunden beträgt - weniger als eine durchschnittliche Silbe. Dieses Ergebnis ist aus zwei Gründen bemerkenswert. Zum einen setzt es ein Zeitlimit für die Sprachverarbeitung - und zwar Verstehen und Produktion zusammengenommen. In dieser winzigen Zeitspanne müssen beispielsweise fortlaufend die richtigen Wörter aus einem Repertoire von vielen Tausenden, ja Zehntausenden herausgesucht und artikuliert werden (vgl. hierzu Levelt, 1989a, 1989b). Zum andern hat sich unter den "close shadowers" bislang nie ein Mann gefunden. Es scheint demnach, daß die Sprachverarbeitung bei Frauen zumindest schneller sein **kann** als bei Männern. Die physiologischen Ursachen dieses Unterschieds liegen jedoch im Dunkeln.

5.3 Unterschiede im beobachtbaren sprachlichen Verhalten

In ihrem einflußreichen Buch "Language and woman's place" (1975) diskutiert Robin Lakoff drei Arten von Unterschieden, nämlich phonologische, lexikalische und syntaktisch-pragmatische. Sie selbst berichtet allerdings kaum Befunde aus der Forschung, sondern tradiert eher bekannte Stereotype, wie sie sich schon bei Jespersen (1922), dem ersten ernsthaften Versuch, die Sprache

von Frauen besonders zu charakterisieren, finden. In der Tat liegt das Schwergewicht der Forschung in diesen drei Bereichen, wobei es allerdings zur Syntax sehr wenig Aussagen gibt.

(1) Phonologische Unterschiede. Die erste empirisch gesicherte Aussage ist eher ein Beiprodukt von Labovs Untersuchung der New Yorker Stadtsprache (Labov, 1966). Wie in vielen andern Gegenden gibt es dort dasselbe Wort oft in zwei (oder noch mehr) Aussprachevarianten, einer "Prestige-Form" und einer "saloppen" Form. Bei letzterer fällt etwa ein auslautendes "d" aus (vgl. oben Abschnitt 4.2), ebenso ein "r" in manchen Stellungen (car wird mit langem a, aber ohne r gesprochen), das "th" wird durch "d" ersetzt, das Suffix "-ing" als "-in" realisiert (goin statt going), u.a. Untersucht wurde der Gebrauch dieser Varianten in verschiedenen sozialen Schichten und verschiedenen "Registern" - d.h. Redesituationen, die sich durch den Grad der Förmlichkeit und damit durch die Aufmerksamkeit, die der Sprache zugewendet wird, unterscheiden. Die Ergebnisse zeigen im großen und ganzen, daß die Verwendung der Prestigevariante für alle Schichten mit der Formalität des Registers ansteigt. Bemerkenswert ist allerdings, daß dieser Anstieg unterschiedlich ist: Unterschichtssprecher verwenden umgangssprachlich die Prestigenorm seltener, überholen aber die Sprecher gehobener Schichten deutlich in formalen Redesituationen. Labov bezeichnet dies als "Hyperkorrektur": Unterschichtssprecher sprechen sehr stark auf den formalen Charakter der Redesituation an und werden dann sehr "normbewußt". Eine Aufschlüsselung nach Geschlecht zeigte nun, daß dieser Effekt im wesentlichen auf die Frauen zurückgeht. Sie zeigen in entsprechenden Redesituationen eine viel ausgeprägtere Neigung, die Normen des Standards einzuhalten. Dieses Ergebnis, das natürlich zu allerlei spekulativen Deutungen einlädt, hat sich in einer Reihe von Folgeuntersuchungen in verschiedenen Gegenden bestätigt (ein Überblick findet sich bei Coates, 1986).

Wesentlich bei diesem gut gesicherten Befund ist, daß Frauen wie Männer beide Varianten kennen und auch verwenden. Es ist kein Unterschied im Sprachvermögen, sondern lediglich eine unterschiedliche, offenbar von verschiedenen normativen Einstellungen bedingte Nutzung dieser Varianten. Erwähnt sei schließlich noch, daß es punktuell ähnliche Beobachtungen für morphologische und syntaktische Variable gibt (Smith, 1985, S. 79/80).

(2) Lexikon. In der anthropologischen wie in der dialektgeographischen Feldforschung ist sehr oft berichtet worden, daß sich der Wortschatz von Männern und Frauen unterscheidet (auch hier Überblick bei Coates, 1986, Kapitel 3). Diese Unterschiede sind allerdings in der Regel eher trivialer Natur, weil sie einfach unterschiedliche Lebensbereiche reflektieren - nicht anders als der Wortschatz von Fischern gegenüber dem von Kellnern. Nicht selten sind diese Unterschiede auch durch den Interviewer bedingt, der aufgrund gewisser Vorerwartungen mit bestimmten Informanten bevorzugt bestimmte Themen anspricht. Über tatsächliche Unterschiede im lexikalischen Repertoire zwischen Männern und Frauen ist nichts Gesichertes bekannt (abgesehen davon, daß natürlich der Wortschatz mit dem Bildungsstand variiert und dieser wiederum in vielen Gesellschaften mit dem Geschlecht).

Einen besonderen Fall stellen jedoch Tabu-Ausdrücke dar. In allen Sprachen sind bestimmte Ausdrücke tabuisiert, und diese Tabus können für Frauen und Männer unterschiedlich sein. So sind bei uns Ausdrücke für Sexuelles und Fäkalisches tabuisiert - allerdings für Frauen durchweg stärker als für Männer ("Ich darf doch bitten - es sind Damen anwesend!"). Dies besagt natürlich nicht, daß die entsprechenden Ausdrücke nicht gleichermaßen bekannt sind; nur ihre Nutzung ist unterschiedlich stigmatisiert.

(3) Pragmatik. Der unterschiedliche Gebrauch von Tabu-Ausdrücken leitet bereits zum kommunikativen Verhalten über. In diesem Bereich finden sich die meisten sozialen Stereotype, etwa daß Frauen weitschweifiger seien ("Ein Mann - ein Wort, eine Frau - ein Wörterbuch"). Keine empirische Untersuchung konnte dies bestätigen; eher machen die Männer mehr Worte;

doch mag dies je nach Redesituation sehr unterschiedlich sein.

Akkurate Untersuchungen auf dem Gebiet der Interaktion sind deshalb sehr schwierig, weil sich die entsprechenden Variablen sehr viel schwerer festlegen lassen als etwa im Bereich der Phonologie oder der Syntax. So findet sich oft die Vorstellung, daß sich Frauen in ihrem Sprachverhalten eher dem Gegenüber anpassen und regelmäßiger rückversichern. Dies reflektiert sich im häufigeren Gebrauch von Formeln wie "weißt du, gelt, nicht wahr" u.ä. und im geringeren von "direktionalen" Sprechakten wie Aufforderungen, Befehlen usw. Nun kann man aber eine Formel wie "nicht wahr" ganz unterschiedlich deuten im Sinne von "das ist doch selbstverständlich" wie umgekehrt als Zeichen von Unsicherheit "das stimmt doch hoffentlich". Ebenso kann sich die Art und Entschiedenheit eines direktionalen Sprechaktes ebenso an der Form (Frage gegenüber Befehl) wie an der Intonation oder am Gebrauch von Modalpartikeln zeigen. Es müssen also zahlreiche linguistische Variablen gleichzeitig kontrolliert werden, deren Zusammenspiel nicht eben einfach zu beschreiben ist. Den meisten Forschern sind diese Probleme durchaus bewußt; aber in der Praxis der empirischen Forschung ist es schwer, ihnen Rechnung zu tragen.

Vergleichsweise gut zu testen und demnach auch viel untersucht sind Unterbrechungen durch den Redepartner. Sie zählen zum komplizierten Mechanismus des "turn-taking" im Gespräch, d.h. der Regeln, nach denen jemand das Rederecht erhält, beibehält oder auch weitergibt. Unterbrechungen sind ein (im allgemeinen unhöflicher) Versuch, sich den "turn" zu nehmen. In einer Fülle von Untersuchungen ergab sich, daß Männer Frauen wesentlich öfter unterbrechen als umgekehrt und auch, als Frauen Frauen unterbrechen (West & Zimmermann, 1983, 1986). Dies gilt selbst für Frauen mit hohem Sozialprestige und ausgeprägtem Selbstbewußtsein wie Margaret Thatcher. Die Deutung dieses Befundes liegt nahe: Männer versuchen zu dominieren, Frauen geben nach.

Allerdings ist der Befund nicht ganz so eindeutig. Zum einen entstammen die Daten meist relativ formellen Redesituationen; in unbeobachteten, informellen Situationen verschwindet der Unterschied (Murray und Covelli, 1988). Es könnte daher sein, daß auch hier eher ein stärkeres Gefühl für das, was sich ziemt, zum Tragen kommt. Zum andern müssen Unterbrechungen nicht "feindselig" sein: sie können auch stärkeres Engagement und Einstimmen andeuten, ebenso eine stärkere Bereitschaft, den Gedanken, noch bevor er ganz ausgesprochen ist, zu übernehmen und weiterzuführen. Sinnvolle Deutungen sind daher nur möglich, wenn man jeden Fall einzeln interpretiert. Dies macht allgemeine Aussagen sehr schwer.

Das gilt für das Verhältnis "Sprache und Geschlecht" allgemein. Es gibt einige klare Unterschiede; aber sie betreffen eher Randerscheinungen. Was die zentralen Bereiche des Sprachverhaltens angeht, so ist das Bild diffus; dies mag sich aber ändern, denn die Forschung auf diesem Gebiet ist jung (Thorne, Kramarae & Henley, 1983, mit kommentierter Bibliographie; Philipps, Steele & Tanz, 1987; Lont & Friedley, 1989).

6. Sprache und Alter

Wir kommen nicht mit einer Sprache zur Welt, wohl aber mit der Fähigkeit, eine Sprache zu lernen. Dieser Prozeß erstreckt sich über die ganze Kindheit. Zwar sind wir immer wieder erstaunt und entzückt, wie gut sich Drei- oder Vierjährige ausdrücken (vor allem, wenn es die eigenen Kinder sind), aber genauere Untersuchungen zeigen, daß selbst im Alter von acht bis zehn Jahren viele Konstruktionen noch nicht beherrscht werden. Wesentliche Komponenten des Sprachvermögens werden erst in der Schule durch expliziten Unterricht vermittelt, und wenn man an das Erlernen neuer Wörter denkt, so endet der Erwerb der Muttersprache erst mit dem Tode. Allerdings sind die Änderungen nach der Pubertät in der Regel gering. Dies gilt für Veränderungen in der Beherrschung und im Gebrauch der Muttersprache. Viele lernen auch eine

zweite (dritte, vierte) Sprache - entweder mehr oder minder gleichzeitig mit der ersten oder aber in zeitlichem Abstand. Es zählt nun gleichfalls zur allgemeinen Erfahrung, daß der Erwerb einer weiteren Sprache, wenn er nicht sehr früh beginnt, sehr selten zu völliger Beherrschung führt: ein Zweitsprachsprecher ist nur selten nicht als solcher kenntlich (Ellis, 1985; Klein, 1986). Diese und andere Beobachtungen haben zu der Vermutung Anlaß gegeben, daß es für das Sprachlernvermögen des Menschen wie für andere biologisch gegebene Fähigkeiten eine "kritische Phase" gibt: jenseits dieser Phase kann eine Sprache - wenn überhaupt - nur auf ganz andere Weise gelernt werden als die Muttersprache.

Über den Spracherwerb gibt es eine überaus ausgedehnte Forschung, die zu würdigen ein eigenes Kapitel erfordern würde. Wir beschränken uns hier darauf, einige wesentliche Momente nachzuzeichnen (Ingram, 1989; Fletcher & Garman, 1986; Slobin, 1986). Abschließend werden einige Entwicklungen im Alter besprochen.

6.1 Spracherwerb. Den Anstoß zur Spracherwerbsforschung gab der Aufschwung der empirischen Psychologie in der zweiten Hälfte des, 19. Jahrhunderts. Preyer (1881, 2. Aufl. 1884) gibt eine erste zusammenfassende Darstellung von immerhin 150 Seiten, und, 1907 erschien Clara und William Sterns bahnbrechende Monographie "Die Kindersprache", ein Werk, das in manchem bis heute nicht überholt ist. Auch in der Folge stammen fast alle bedeutenden Arbeiten von Psychologen, nicht von Sprachwissenschaftlern. Der Spracherwerb wurde als Teil der kognitiven und sozialen Entwicklung des Kindes gesehen, seine Erforschung demnach als Teil der Entwicklungs- oder der Denkpsychologie. In den Lehrgebäuden Piagets oder Wygotskis bildet die Aneignung der Sprache ein wesentliches Moment; aber es ging ihnen nicht um die Sprache und ihre Strukturen, sondern um die geistige und soziale Entwicklung des Menschen. Dies bestimmt auch, unter welchen Aspekten der Spracherwerb überhaupt für erforschenswert gehalten wurde - nämlich jenen, die mit Kommunikation und Kognition zu tun haben. Phonologie, Morphologie oder Syntax treten daher in den Hintergrund. Zu einem wesentlichen Gegenstand der Linguistik und auch der modernen Psycholinguistik wurde der Spracherwerb erst durch Noam Chomsky (1965). Jedes normale Kind, sagt Chomsky, eignet sich in bemerkenswert kurzer Zeit aufgrund sehr unzulänglichen Inputs die Grammatik seiner Muttersprache perfekt an. Mit induktivistischen Lerntheorien, deren extremstes Beispiel Skinners Behaviourismus ist, kann man dies nicht erklären. Vielmehr muß angenommen werden, daß der Mensch über einen angeborenen "language acquisition device" verfügt, der (a) **artspezifisch** ist, (b) für **sprachliches Lernen** spezifisch ist, d.h. durch den sich der Spracherwerb vom Erwerb anderer Verhaltensformen oder Wissenssysteme unterscheidet, und (c) der die **Eigenschaften der Grammatik** bis zu einem hohen Maße festlegt: sie werden nicht gelernt, sondern sind angeboren.

Daß es eine speziesspezifische, angeborene Sprachfähigkeit des Mensch gibt, ist in der Forschung nicht umstritten; auch hat nie ein Vertreter einer anderen Spezies dagegen Einspruch erhoben. Viele Forscher meinen allerdings, daß der Spracherwerb prinzipiell nicht anders als die Entwicklung anderer kognitiver Fähigkeiten ist; zumindest stehen sprachliche und sonstige kognitive Entwicklung im engen Zusammenhang (Slobin, 1973, 1986). Kontrovers in der Forschung ist vor allem die Vorstellung, die Grammatik sei in wesentlichen Zügen angeboren. Nach dieser "nativistischen" Auffassung aktivieren die Äußerungen, die das Kind hört und aus denen es die Besonderheiten seiner Muttersprache ableitet, lediglich die Komponenten der Grammatik, ebenso wie das dem Menschen spezifische System der visuellen Wahrnehmung sich nach einem festen biologischen Programm entfaltet. In beiden Fällen sind allerdings äußere Reize als "Trigger" unabdinglich: Ein Kind, das in einem dunklen Raum aufwächse, würde ebensowenig sehen lernen wie ein Kind, das nie jemanden sprechen hört, seine Sprachfähigkeit je zur faktischen Beherrschung einer Sprache ausbilden könnte. Ebensowenig wie man sagen würde, das visuelle System des Menschen entwickle sich durch induktives Lernen aus dem, was

er als Kind zufällig sieht, kann man nach der nativistischen Vorstellung von Spracherwerb behaupten, die Sprache entwickle sich aus dem, was das Kind an sprachlichem Verhalten aus seiner sozialen Umgebung mitbekommt. Daher ist etwa eine Untersuchung der Mutter-Kind-Interaktion, die in der Spracherwerbsforschung seit Stern und Stern (1907) eine wesentliche Rolle spielt, nach Chomsky für den Erstspracherwerb ungefähr genauso aufschlußreich wie eine Untersuchung des Aussehens der Wiege, des Kinderwagens und der Oma für die Entwicklung seiner visuellen Wahrnehmung.

Freilich ist die ausgebildete visuelle Wahrnehmung für alle Mitglieder der Spezies Mensch sehr ähnlich, ihr ausgebildetes Sprachvermögen aber nicht. Dem Einzelnen können nur jene Teile des Sprachvermögens angeboren sein, die allen Sprachen gemein sind, denn offenbar kann jedes Neugeborene jede Sprache lernen. Angeboren sind gewisse allgemeine Eigenschaften aller Grammatiken, die "universale Grammatik". All jene Eigenschaften, durch die sich beispielsweise Deutsch und Türkisch unterscheiden, müssen in der Tat induktiv aus dem Input, der dem Kind zugänglich wird, abgeleitet werden. Dies ist beispielsweise der gesamte Wortschatz, aber auch die gesamte Flexion, große Teile der Phonologie und der Syntax. Zur Universalen Grammatik zählen lediglich einige allgemeine Strukturprinzipien. Diese Prinzipien können in Grenzen variieren; man sagt neuerdings oft, sie seien "parametrisiert", und eine der Lernaufgaben des Kindes besteht darin, den Parameter (aufgrund einer Inputanalyse) richtig festzulegen. Dies betrifft aber nicht den Erwerb der erwähnten idiosynkratischen Eigenschaften, die auf jeden Fall induktiv gelernt werden müssen. Die nativistische Betrachtungsweise betrifft daher nicht so sehr den Erwerb des Sprachvermögens insgesamt, sondern lediglich den einiger struktureller Eigenschaften der Syntax - etwa ob ein Subjektpronomen obligatorisch ist (wie im Englischen) oder nicht (wie im Italienischen).

Was die Kontroverse um angeborene und "soziale" Komponenten angeht, so ist sie nach dem Gesagten für den größten Teil des Sprachvermögens irrelevant: die **strukturellen Besonderheiten** des Sprachvermögens müssen auf jeden Fall in der Sozialisation induktiv erworben werden; daß man im Deutschen den Kasus durch Flexion markiert, im Englischen weithin durch Präpositionen, im Chinesischen aber gar nicht, kann nicht angeboren sein.

Ein wesentliches Argument für die nativistische Auffassung war die augenscheinliche Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der Kinder ihre Muttersprache erlernen, und die Robustheit dieses Prozesses gegenüber unzulänglichem Input: die Sprache, die sie hören, ist voller Unterbrechungen, Abweichungen, grammatischer Fehler. Auch kommen bestimmte Strukturen im Input kaum, ja nie vor; dennoch hat der erwachsene Sprecher klare Urteile, ob diese Strukturen möglich sind oder nicht. Bei aller Unzulänglichkeit des Input erreicht das Kind in der Regel völlige Beherrschung der Sprache. Möglich wird dies eben dadurch, daß vieles angeboren ist. Es ist nun bemerkenswert, daß der Zweitspracherwerb durch einen Erwachsenen in aller Regel höchst mühselig ist und in aller Regel lange vor völliger Beherrschung endet. Zwar ist sicher nicht richtig, daß der Erstspracherwerb schnell und mühelos ist. Er dauert sogar extrem lang; richtig ist aber wohl, daß der Zweitspracherwerb fast nie zur Perfektion führt - es sei denn, er hat sehr früh begonnen. Für diesen Unterschied haben verschiedene Forscher hirnpfysiologische Veränderungen verantwortlich gemacht. Am bekanntesten ist die These von Lenneberg (1967), es gebe für den Spracherwerb eine "kritische Phase" (critical period), die etwa vom zweiten Lebensjahr bis zum Ende der Pubertät reicht. Nur in dieser Zeit verfügt das Gehirn über eine gewisse "Plastizität", die ihm diesen leichten Spracherwerb erlaubt. Danach liegt die "Verschaltung" der einzelnen Hirnfunktionen, insbesondere die (normale) Festlegung der meisten sprachlichen Funktionen in der linken Hemisphäre fest. Das heißt nicht, daß nach der Pubertät nicht auch noch eine Sprache gelernt werden könnte - aber physiologisch gesehen auf andere Weise (etwa wie man Algebra oder deutsche Geschichte lernt). Eine gewisse Bestätigung erfährt diese Theorie durch den Umstand, daß anscheinend Kinder, denen im frühen Alter der Zugang zur Sprache verwehrt wurde, dies nicht mehr völlig ausgleichen können (vgl. Curtiss,

1973). Die weitere Forschung hat allerdings Lennebergs hirphysiologische Annahmen nicht bestätigt. So liegt beispielsweise der Zeitpunkt der Hemisphärenspezialisierung wesentlich früher - möglicherweise schon vor der Geburt, jedenfalls weit vor der Pubertät (Kinsbourne & Hiscock, 1987). Die beobachteten Asymmetrien zwischen Spracherwerb des Kindes und des Erwachsenen lassen sich so nicht erklären.

Offenbar ist der Spracherwerb ein außerordentlich komplizierter Prozeß, der sich in jedem Fall über viele Jahre erstreckt und dessen Verlauf und Endzustand von einer Fülle interagierender Faktoren bestimmt wird. Diese Faktoren sind ihrerseits variabel; insbesondere ändern sich einige mit zunehmendem Alter. Dies soll nun in groben Zügen skizziert werden.

Um eine Sprache lernen zu können, wird dreierlei vorausgesetzt. Der Lerner muß über eine bestimmte, im Gehirn gespeicherte **Sprachlernfähigkeit**, einen **Sprachverarbeiter** (language processor) verfügen; er muß umfassenden **Zugang** zur zu lernenden Sprache haben, d.h. er muß einen bestimmten Input aus einer sozialen Umgebung erhalten, auf den er seinen Sprachverarbeiter anwenden kann; und drittens muß es einen bestimmten Grund, einen **Antrieb** geben, den Sprachverarbeiter auf den Input (weiter) anzuwenden.

Der Sprachverarbeiter besteht wiederum aus zwei Komponenten, nämlich aus gewissen biologischen Determinanten und aus dem zum jeweiligen Zeitpunkt vorhandenen Wissen. Mit ersteren sind zum einen die peripheren Organe gemeint (Artikulationsapparat vom Kehlkopf bis zu den Lippen, Ohrtrakt), zum andern bestimmte Teile des Zentralnervensystems - jene, die für Wahrnehmung, Gedächtnis, höhere kognitive Funktionen verantwortlich sind; nach Meinung mancher zählt hierzu auch ein spezielles "Sprachmodul", das ausschließlich für die Sprache verantwortlich ist.

Unumstritten ist, daß sowohl periphere wie zentrale Teile zwar angeboren sind, sich aber gleichwohl im Laufe des Lebens ändern: die Stimmlippen werden länger, das Hörvermögen wird allmählich schlechter. Ebenso gibt es Veränderungen bei den höheren kognitiven Funktionen, deren Zeitpunkt und Natur allerdings weniger transparent ist. Die biologischen Determinanten setzen den Rahmen, innerhalb dessen sich die Sprachverarbeitung und der Spracherwerb im besonderen vollziehen kann. Wie eng dieser Rahmen ist, d.h. wieviel die biologische Komponente des menschlichen Sprachverarbeiters schon festlegt, ist wie gesagt höchst kontrovers.

Zum jeweils verfügbaren Wissen zählt erstens das gesamte nichtsprachliche Wissen des Lerners, das es überhaupt erst erlaubt, bestimmte Elemente des Schallstroms, der sein Ohr trifft, mit einer sinnvollen Deutung zu versehen. Zweitens zählen hierzu seine schon vorhandenen Kenntnisse der zu lernenden Sprache, also beim Kind der Muttersprache, über die er zum gegebenen Zeitpunkt bereits verfügt. Der Spracherwerb ist immer ein **kumulativer Prozeß**, bei dem Wissen aufgrund vorhandenen Wissens aufgebaut wird. Beim Zweitspracherwerb kommt schließlich noch die Kenntnis der Erstsprache dazu, die sich sowohl positiv wie negativ geltend machen kann: Die Strukturen der neuen Sprache werden im Lichte der bereits vorhandenen wahrgenommen und gedeutet. Dieser **kognitive Transfer** ist eine wichtige Quelle für den Unterschied zwischen Erst- und Zweitspracherwerb. Die Art und Weise, wie die Muttersprache bestimmte inhaltliche Bereiche, etwa den Ausdruck von Raum, Zeit oder Bewegung, strukturiert, wird, sofern gewisse Ähnlichkeiten in der neuen Sprache vermutet werden, auf diese übertragen. Die feineren Unterschiede werden nicht bemerkt. Der Lerner geht sozusagen nach dem Motto vor: "Kenne ich ja schon". Dies ist eine Hauptursache für eine der wichtigsten Erscheinungen des Spracherwerbs Erwachsener: Der Prozeß **fossiliert**, d.h. der Lerner ist für neuen Input nicht mehr aufnahmebereit, obwohl er von den Besonderheiten der zu lernenden Sprache noch weit entfernt sein mag. Mit andern Worten: Für das unterschiedliche Lernvermögen sind hier nicht hirphysiologische Veränderungen verantwortlich, wie dies in der Annahme einer "kritischen Phase" angenommen wird, sondern der unterschiedliche Wissensbestand.

Bei der Geburt liegt noch kein sprachspezifisches Wissen vor: Daß das Kind eine ganz

bestimmte Sprache mit all ihren strukturellen Eigenheiten lernt, liegt daran, daß seine soziale Umwelt genau diese Sprache spricht und sie ihm als Input für seinen Sprachverarbeiter zugänglich macht. Dieser Input besteht zunächst einmal aus einem für den Lerner noch ungegliederten Lautschwall - den Schallwellen, die sein Ohr treffen. Diese Schallwellen sind nichts, was für den Lerner bereits in Wörter und Sätze zerlegt wäre: Zwischen den Wörtern gibt es im allgemeinen keine Pausen. Diese Zerlegung ist eine der ersten Aufgaben des Lerners, und hätte er dazu nur die Schallwellen zur Verfügung, so könnte er sie nie lösen. Er benötigt parallelen nichtakustischen Input. Wenn man einen Lerner, gleich welchen Alters, in einen Raum einsperren und tage-, wochen-, jahrelang mit Türkisch beschallen würde, so würde er es doch nicht lernen. Er benötigt dazu auch die ganze begleitende Information, Gesten, Handlungen, den ganzen situativen Kontext, der es ihm allererst ermöglicht, Teile aus dem Schallstrom herauszuberechnen und sinnvoll zu deuten. Erwachsene sind diesem Analyseproblem des Lerners nicht schlechter gewachsen als Kinder: zwar sehen und hören sie in der Regel minder gut, dafür wissen sie aber mehr, und deshalb fällt ihnen die Deutung von Gesten, Handlungen und dergleichen, damit die ganze semantische und pragmatische Analyse des Inputs leichter - freilich auch mit erhöhten Möglichkeiten der Fehldeutung. Man würde daher erwarten, daß Kinder im artikulatorisch-phonologischen Bereich besser abschneiden, Erwachsene aber im semantisch-pragmatischen. Für ersteres ist dies aus der alltäglichen Erfahrung beim Zweitspracherwerb gut belegt: Kinder haben wesentlich weniger Probleme mit Artikulation und insbesondere Intonation, während erwachsene Zweitsprachler sehr schwer einen "fremden Akzent" ablegen.

Eine weitere Quelle von Unterschieden ist die dritte zentrale Komponente des Spracherwerbs, die Art des Antriebs, der den Erwerbsprozeß in Gang setzt und bis zu einem bestimmten Punkt, idealiter der völligen Beherrschung vorantreibt. Es gibt im wesentlichen zwei solcher Gründe, nämlich zum einen die Notwendigkeit der sozialen Integration, und zum andern spezifische kommunikative Bedürfnisse (beim Zweitsprachlernen, vor allem beim Fremdsprachunterricht in der Schule, kommt noch der mehr oder minder ausgeprägte Wunsch nach Bildung hinzu, der aber nach aller Erfahrung nur eine mäßige Schubkraft entfaltet). Bei Kindern, und zwar gleich, ob es sich um die erste oder eine zweite Sprache handelt, ist vor allem der erste Faktor wirksam. Sie sind darauf programmiert, sich eine soziale Identität zu erwerben; sie müssen so reden wie die jeweilige Umgebung. Was ihren Spracherwerb vorantreibt, läßt sich in der Maxime ausdrücken "Werde - mit kleinen Unterschieden - so wie die andern Deiner Gruppe!". Erwachsene hingegen - beispielsweise ausländische Arbeiter, deren Spracherwerb viel untersucht ist (Perdue, 1984; Klein & Perdue, 1991) - verfügen bereits über eine relativ feste soziale Identität, und sich völlig an eine neue Gesellschaft anzupassen, hieße, diese Identität aufs Spiel zu setzen. In verschiedenen Untersuchungen konnte gezeigt werden, daß diese Furcht eine eminente Blockade für den Spracherwerb sein kann (Schumann, 1978). Erwachsene Lerner haben stattdessen bestimmte, klar umrissene Verständigungsbedürfnisse, die im einzelnen sehr unterschiedlich sein können. Für ihren Erwerb gilt eher die Maxime: "Mach Dich zu bestimmten Zwecken verständlich!", und dafür kommt es eher auf einen gut ausgewählten Wortschatz und einen an das jeweilige Hörerwissen angepaßten Äußerungsaufbau an als auf perfekte Aussprache und idiomatische Wendungen, die eine Sprache authentisch und "native" klingen lassen. Diese tendenziell unterschiedliche Motivation ist ein weiterer Grund dafür, daß sich die Sprache von Kindern bald so viel perfekter anhört als die von Erwachsenen. Es handelt sich also wohl um eine altersbedingte Entwicklung - aber nicht um eine biologische, sondern um eine der sozialen Einstellung.

6.3 Spätere Entwicklungen. Am Prozeß des Spracherwerbs sind immer biologische und soziale Faktoren wesentlich beteiligt. Es ist wichtig zu sehen, daß sich beide im Laufe des Lebens ändern können, mit entsprechenden Auswirkungen auf das Sprachvermögen insgesamt und auf die

Fähigkeit, dieses zu ändern - also das Sprachlernvermögen - im besonderen. Die massivsten Veränderungen beider Art sind sicherlich jene bis zum Beginn des Erwachsenenalters, das seinerseits relativ - wenn auch natürlich nicht völlig - stabil ist. So kann sich wechselnde Gruppenzugehörigkeit im Sprachverhalten niederschlagen. Ebendies ist der Fall bei der sogenannten "Jugendsprache" d.h. spezifische Wortwahl und auch Kommunikationsformen von Jugendlichen untereinander (Henne, 1986). Deutlichere Veränderungen scheint es erst wieder im hohen Alter zu geben: "Greisenstimme" oder Wortfindungsprobleme bei älteren Menschen sind bekannte Erscheinungen.

Wirklich erforscht wird die Sprache im Alter allerdings erst seit wenigen Jahren, und auch dies nur in geringem Maße (Giles & Ryan, 1986; Bayles & Kaszniak, 1987; Coupland & Coupland, 1990). Schwierig ist dabei vor allem, zwischen krankheitsbedingten und "altersbedingt-normalen" Veränderungen des Sprachverhaltens zu unterscheiden. Mit ersteren sind vor allem Sprachstörungen aufgrund von Schlaganfällen, Alzheimer und Parkinson gemeint; sie alle können in leichten Formen auftreten und sind dann schwer von "normalem" Sprachverhalten im Alter zu trennen (Sandson, Obler & Albert, 1987). Normal sind sicherlich Veränderungen in der Artikulation und im Hörvermögen. Zumindest erschwert ist ferner der Zugang zum Lexikon, und zwar für Nomina wie für Verben. Sicher belegt ist dies allerdings erst für das achte Lebensjahrzehnt (Obler & Albert, 1980). Für alle weiteren Bereiche des Sprachvermögens haben sich entweder bislang keine klaren Veränderungen nachweisen lassen - dies gilt etwa für die Bereiche Morphologie und Syntax - oder aber das Bild ist völlig heterogen; letzteres trifft für den gesamten Bereich des kommunikativen Verhaltens zu, sodaß sich hier derzeit zumindest keine klaren Aussagen machen lassen. Aber auch hier ist die Forschung jung.